

«DER ARCHITEKT IST KEIN DIENSTLEISTER»



01 Valerio Olgiati (Foto: Archiv Olgiati)

Seit 2007 ist der Architekt Valerio Olgiati Mitglied der Direktion des SIA. Weshalb der Befürworter einer Autorenarchitektur sich im SIA engagiert, wieso Architektur in der Nähe von Kunst anzusiedeln ist und weshalb Architekten in der Schweiz um ihr Urheberrecht betrogen werden, erläutert er im Gespräch.

(s) Herr Olgiati, seit fast 24 Jahren sind Sie Mitglied des SIA und seit drei Jahren Mitglied der SIA-Direktion. Als Architekt sind Sie dagegen eher als «Einzelkämpfer» bekannt. Was hat Sie zu Ihrem Engagement für den SIA bewogen?

Ein Einzelkämpfer bin ich natürlich nicht. Was ich beruflich mache, geschieht immer in einem Team. Ich bestehe allerdings darauf, dass die Architektur, die ich mache, eine Autorenarchitektur ist, die von einer Idee abhängig ist, die in einem Kopf entsteht und erst nachher im Team ausgearbeitet wird.

Dass ich der Direktion des SIA beigetreten bin, hat vor allem damit zu tun, dass ich einige Interessen, mit denen sich der SIA beschäftigt, teile. Zum einen ist das ganz generell das Bauen und hier insbesondere die baukulturellen Aspekte. Dann die Bildung – mich interessiert, wie die Bildung in der Schweiz bewertet und koordiniert wird. Aber auch Fragen des Urheberrechtes, die meiner

Ansicht nach in der Schweiz äusserst schlecht geregelt sind. Das Urheberrecht beschreibt «das Recht auf die Idee». In der Schweiz befinden wir uns in der Situation, dass der Architekt als Dienstleister gesehen wird und folglich nur die Dienstleistung geschätzt wird. Seine Idee aber wird weder materiell noch ideell wahrgenommen, geschweige denn entschädigt. So beschreibt das Architektenhonorar nur die Dienstleistung. Gerade bei Wettbewerben, bei denen der Auslober sehr auf die Idee des Preisträgers angewiesen ist, erfahre ich in meinem Alltag eine krass fehlende Wertschätzung. Ein Beispiel: Bei einem Wettbewerb für eine Überbauung der SBB entlang des Gleisareals in Zug haben wir den im Wettbewerbsverfahren anvisierten Marktwert mit unserer Idee – nicht mit der Dienstleistung – um etwa 120 % gesteigert. In diesem Fall geht es um Millionen, und als Architekten können wir nicht partizipieren. Ich spreche hier nicht vom Honorar, welches die Dienstleistung beschreibt, sondern von der Idee eines Architekten, von welcher heute einzig und alleine der Auftraggeber materiell profitiert. Über diesen ökonomischen, messbaren Mehrwert hinaus gibt es natürlich auch einen kulturellen, gesellschaftlichen Mehrwert, den eine Idee generieren kann. Diese ist nicht messbar, also noch schwieriger kommunizierbar, und scheint daher im heutigen Architektenalltag absolut keine Bedeutung mehr zu haben.

Was macht ein Gebäude kulturell wertvoll?

Ein Gebäude ist nur dann kulturell wertvoll, wenn über die Ökologie, Ökonomie und Funktionalität hinaus auch ein geistiger Inhalt, also eine Absicht eines Schöpfers erkennbar ist, die in die Wirklichkeit übertragen worden ist.

Im Buch «Die Bedeutung der Idee» sagen Sie: «Die Objektarchitektur ist die einzige Architektur, die etwas wert ist.» Könnten Sie diese Aussage näher erläutern?

In der zeitgenössischen Architektur gibt es zwei Lager: Das eine sagt, den Autorenarchitekten gebe es nicht mehr, es gebe nur noch das Team, welches den Schaffensprozess steuert. Das führt sicherlich zu einer brauchbaren Architektur, aber eine wirklich kulturelle Leistung wird meiner Ansicht nach durch

eine geistige Aktion vollzogen. Und eine geistige Aktion ist objektbezogen. Hier spreche ich nicht – wie oft missverstanden wird – von einem isolierten Solitär, sondern von einem Objekt, dessen Aspekte auf einer Idee gründen. Das kann genauso gut ein Haus, ein Fragment oder eine ganze Stadt sein.

Geht Ihr Streben nach einer «reinen Architektur» in eine ähnliche Richtung?

Ja. Eine reine Architektur kann auch eine Bastelei von Widersprüchen sein, wenn sie nur «rein» im Sinn von «konsequent» ist.

DIE KONSEQUENZ AUS DER IDEE

Gemäss Ihren eigenen Aussagen entwerfen Sie Ihre Bauten nicht. Wie ist diese Aussage gemeint?

Mit «entwerfen» meine ich, etwas eine Form geben, die so oder so aussieht, danach ein bisschen ändern und dann wieder etwas anderes entscheiden, und so weiter und so fort ... Ich erachte es als besser, wenn eine Form sich aus einer Idee ableitet. Ich muss dann nicht entscheiden, ob die Form schön oder hässlich ist. Sie ist die Konsequenz aus der Idee.

Wie merken Sie, ob die Idee richtig ist?

Das ist eine der grossen Diskussionen, die ich auch mit meinen Studenten habe. Denn eine Antwort darauf gibt es nicht.

Wie kann man sich bei dieser Arbeitsweise Ihren Unterricht vorstellen?

Genauso wie im Büro. Nur arbeite ich die Idee dann nicht selber aus, sondern die Studierenden: Mit sehr wenigen Mitteln – das heisst ohne Handskizzen, Modellen etc., damit wir nicht etwa darüber zu diskutieren beginnen, ob eine Linie sinnlich ist – präsentieren sie mir wöchentlich ihre Ideen. In diesen ersten Wochen will ich noch kein Projekt sehen, sondern etwas hören, das einen Sinn ergibt. Wenn ein Student eine solche Idee formuliert hat, kann er mit dem Projekt loslegen. Wir müssen dann nicht mehr darüber reden, ob etwas schön ist oder nicht, oder am Ende noch, ob es mir persönlich gefällt, sondern ob etwas der Idee Ausdruck verleiht. Ein Beispiel für eine Entwurfsidee: ein Haus im Wald, in dem das Wohnen auf die grundsätzlichen Aspekte heruntergebrochen ist. Das Wohnen befindet sich über der

Baumkrone, mit unendlicher Weitsicht, wie über einem Meer. Das Schlafen liegt geschützt unter der Erdoberfläche, wie bei den Ameisen, die während des Schlafens Schutz suchen. Dazwischen liegen in der Baumkrone die Küche und auf dem Waldboden der Garten. Schlafen, essen, wohnen und Garten – das sind die elementaren Bestandteile des Hauses. Ein solches Haus kann rund oder eckig, in Beton, Holz oder Stahl, rot oder grün, schräg oder gerade sein. Es spielt keine Rolle.

ZUM DENKEN ANREGEN

Das beschriebene Projekt klingt sehr archetypisch. Welche Bedeutung nehmen Archetypen bei Ihrer Architektur ein?

Ich will diese Frage anders angehen: Im Grunde unterscheide ich zwischen Architekten, die zusammensetzen, und Architekten, die unterteilen. Diejenigen, welche zusammensetzen, arbeiten drauf los und müssen daher entwerfen. Diejenigen, welche unterteilen, beginnen mit einem Konzept, welches sie dann unterteilen und zum Funktionieren bringen. Ich glaube daran, dass es in jeder Gesellschaft ein Verständnis dafür gibt, eine Ordnung zu begreifen. Wenn Sie ein Gebäude betreten, und vor Ihnen steht eine Treppe, haben Sie auf jeden Fall das Gefühl, dass es da oben noch etwas gibt. Wenn aber in einem Raum zwei Treppen stehen, beginnt jeder darüber nachzudenken, was da los ist. Vielleicht kommen nicht alle zum gleichen Schluss, aber sie werden zum Denken angeregt, die Ordnung des Gebäudes zu begreifen. Das versuche ich mit meiner Architektur. In meiner Monografie hat Mario Carpo das sehr schön formuliert: Bei einer Maschine, die funktioniert, denkt niemand darüber nach, wie sie funktioniert. Sobald sie aber nicht mehr funktioniert, beginnt jeder daran heranzudenken, wie sie funktionieren könnte.

Ist dieser Regelbruch nicht viel eher die Aufgabe der Kunst?

Das, was ich mache, verstehe ich als Kunst. Vielleicht ist Kunst nicht genau das richtige Wort, doch die exakte Bezeichnung dafür habe ich bisher noch nicht gefunden. Ich meine, dass wir uns als Architekten in derselben Disziplin bewegen dürfen wie Künstler, mit dem Unterschied, dass unsere Kunst immer auch ein Gebrauchsgegenstand ist.

Dazu fällt mir eine Aussage des niederländischen Architekten N. John Habraken in seinem Artikel ›You can't design the ordinary‹ ein (›Architectural Design‹ 4/1971). Darin verglich er die Architekten mit König Midas. Alles, was sie berühren würden, werde zu Gold. Es gebe kein Brot mehr. Mit anderen Worten: Was würde geschehen, wenn alle Bauten Kunst wären, die uns zum Denken anregt?

Was spricht dagegen? Meine Bauten erfüllen die ökologischen und technischen Anforderungen, sie funktionieren ausgezeichnet. Wenn Sie in ihnen sind, können Sie die Architektur total vergessen, sich befreien, Sie selber sein. Wenn alle Bauten so wären – inhaltlich, nicht formal –, würde die Welt einfach herrlicher aussehen, aber genauso funktionieren. Meine Häuser sind doch nicht Gold. Sie sind Gold und Brot zugleich! (lacht)

In einem Gespräch mit Studierenden erwähnten Sie, als Architekt sei man nur sich selbst gegenüber verantwortlich. Wie ist das zu verstehen?

Als Architekt muss man die Entscheide am Ende selbst fällen. Tut man dies nicht, kommt nichts Rechtes heraus.

DIE FORM AN ERSTER STELLE

Wie definieren Sie die Verantwortung des Architekten gegenüber der Gesellschaft?

Mir geht es darum, die Leute mit einer Idee zu konfrontieren, die Material geworden ist: um die Form als kultureller Mehrwert, welcher die Gesellschaft in Bewegung bringt. Alles andere, die Ökologie, die Ökonomie, die Funktionalität, sind eine Selbstverständlichkeit. Das ist Handwerk. Das, worauf Sie vielleicht anspielen, die ganze Nachhaltigkeitsfrage, ist ein technisches Problem, vielleicht auch ein politisches, ist aber sicherlich keine Sinnfrage – und interessiert mich also als bestimmende Idee für ein Projekt nicht. Um hier Missverständnissen vorzubeugen, möchte ich festhalten, dass zum Beispiel das Haus Bardill ein Nullenergie-Haus ist. Das Problem ist, dass diejenigen, die sich mit dieser Frage beschäftigen, die Nachhaltigkeit oft zur Moral erklären, die wiederum ins Politische und in die Gesellschaft hineinfliesst. Das Dumme dabei ist, dass die Moral nicht allgemein gültig ist. Jede Gesellschaft hat eine andere Moral, die zeit-, ort- und geschichtsabhängig ist.

Davon kann ich mich doch nicht abhängig machen! Mir geht es darum, mit meiner Architektur etwas auszudrücken, das echt ist, so generell wie möglich und so nahe an der Wahrheit – im Sinne von konsequent und rein – wie möglich. Und die Wahrheit ist weder schön noch hässlich, weder chaotisch noch ordentlich, weder ökologisch noch unökologisch, sondern sinnhaft. Ich bin der Überzeugung, dass Architektur eine Disziplin ist, an deren erster Stelle die Frage nach der Form steht und nach der Äusserung des Einzelnen und der Gesellschaft in dieser Form.

SERIE: GESPRÄCHE MIT SIA-DIREKTIONSMITGLIEDERN

Was sind die Ideen und Visionen innerhalb des SIA, und welche Persönlichkeiten stecken dahinter? Eine Interview-Serie mit Mitgliedern der SIA-Direktion geht dem auf den Grund. Nach den Gesprächen mit SIA-Präsident Daniel Kündig (TEC21 16-17/2010), SIA-Generalsekretär Hans-Georg Bächtold (TEC21 29-30/2010), Präsident der Bildungskommission Andrea Deplazes (TEC21 33-34/2010) und Präsident der Zentralkommission für Normen und Ordnungen (ZNO) Adrian Altenburger (TEC21 38/2010) folgt in dieser Ausgabe das Interview mit Valerio Olgiati, seit Ende 2007 Mitglied der SIA-Direktion und seit 2010 für den SIA Mitglied des Stiftungsrates des Schweizerischen Architektur museums (S AM) in Basel.

ZUR PERSON

Valerio Olgiati (*1958 in Chur) schloss sein Architekturstudium 1986 an der ETH Zürich ab. Seither ist er als selbstständiger Architekt tätig. Nach einer Zusammenarbeit mit Frank Escher in Los Angeles leitet er seit 1996 wieder ein Büro in der Schweiz, bis 2005 in Zürich, bis 2007 in Chur und seit 2008 gemeinsam mit seiner Partnerin Tamara Olgiati und 8 Mitarbeitern in Flims. Bereits sein erstes Projekt, das Haus Kucher in Rottenburg (1991), stiess in der internationalen Fachpresse auf grossen Anklang. Es folgten als weitere aufsehenerregende Projekte das Schulhaus in Paspels (1998), das «Gelbe Haus» in Flims (1999), das Atelierhaus für den Musiker Linard Bardill in Scharans (2007) und das Besucherzentrum in Zernez (2008). Aktuell arbeitet das Büro an einer breiten Palette an Projekten im In- und Ausland, wie einer Wohnüberbauung in Zug, einem Musiksaal in Deutschland, einem Weingut in Italien, einem Haus in Portugal und einem Hochhaus in Lima, Peru. Neben seiner Tätigkeit als Architekt und seinem Engagement innerhalb der Direktion des SIA ist Valerio Olgiati stark in der Lehre engagiert. Diverse Gastprofessuren führten ihn an die ETH Zürich, die Architectural Association in London, die Cornell University in Ithaca, New York, sowie an den Kenzo Tange Chair an der Harvard University in Cambridge, Massachusetts. Seit 2001 ist er ordentlicher Professor an der Accademia di Architettura in Mendrisio.